

Erfahrungsbericht über wachsende Selbstbestimmung

Einleitung

In dieser Hausarbeit werde ich meinen eigenen Weg hin zu mehr Selbstbestimmung beschreiben. Parallel zu meinem individuellen Weg zu mehr Selbstbestimmung ist auch der gesellschaftlich-politische Strukturwandel mitzudenken.

Ermöglicht wurde die Steigerung des Ausmaßes der Selbstbestimmung durch das Zusammenspiel der jeweiligen Umstände und die Ergreifung von Chancen. Nicht explizit erwähnt, aber als wesentliches Merkmal in Hintergrund laufen die Strömungen der Behinderten-bewegungen, -initiativen und -verbände, die nahezu unbemerkt zu politischen und gesellschaftlichen Veränderungen geführt haben / führen.

Vorgeschichte

Bis zum Tag meines Unfalles in den 1980er Jahren lebte ich (10 Jahre) mit meinen Eltern und meiner Schwester in einem Einfamilienhaus, welches seit mehreren Generationen im Besitz der Familie meiner Mutter war, in einem kleinen Dorf. Meine Mutter hatte eine Vielzahl von weitläufigen Verwandten in dem Ort; mein Vater war zwar ursprünglich aus einer anderen Gegend, inzwischen aber gut integriert in das Dorfleben. Meine Schwester ist zwei Jahre älter als ich. Bereits vor meinem Unfall sah ich in ihr eines meiner Vorbilder.

Ich besuchte die vierte Klasse der Grundschule im Ort und hatte ein paar Kinder in meinem Alter, mit denen ich mich nach Schulschluss zum Spielen traf.

Meine Großmutter verantwortete ehrenamtlich für eine christliche Organisation die Auslieferung von Zeitungen im Dorf. Ihr half ich bei Verteilung.

Unfall & „vorgegebene“ Selbstbestimmung

Bei einer meiner Verteilfahrten der Zeitungen, mit dem Fahrrad erlitt ich bei einem Zusammenstoß mit einem Auto einen Unfall.

An den Unfallhergang habe ich keinerlei Erinnerungen. Meine Erinnerungen setzen einige Tage vor dem Unfallereignis aus. Eigene Erinnerungen habe ich erst ab etwa 3 Wochen nach dem Unfall. Insofern nehme ich den eigentlichen Unfallhergang und das Geschehen in dessen zeitlicher Nähe als wahr hin, obwohl ich das nur aus Berichten meiner Verwandten bzw. aus alten Zeitungsberichten und Akten erfahren hatte.

Ich sei an einer unübersichtlichen Kreuzung am Rande des Dorfes von einem VW-Bus erfasst worden. Hierdurch sei ich einige Meter durch die Luft geschleudert, und unsanft am Straßenrand aufgekommen.

Direkt nach dem Unfallereignis sei ich von einem Arzt, der an dem Tag zufällig zu Hause war und in der Nachbarschaft zum Unfallort lebte erstversorgt worden. Die hinzugerufenen Rettungskräfte veranlassten, dass ich mit dem Hubschrauber in das nächste Krankenhaus gebracht werden sollte. Bereits während des Anfluges habe sich das nächstgelegene Hospital jedoch dahingehend geäußert, dass sie nicht genügend Kapazitäten hätten. Daraufhin sei man mit mir in ein weiter entferntes Hospital geflogen. In diesem Krankenhaus habe man sich um mich kümmern können. Nach einer langandauernden Operation habe man mich zum Aufwachen in der Klinik behalten. In der ersten Nacht sei unklar gewesen, ob ich überhaupt überleben würde.

Ich sei mehr als eine Woche ohne Bewusstsein gewesen. In dieser Zeit habe meine Mutter organisieren können, dass sie zu mir (als Begleitperson) in die Klinik eingewiesen wurde. Die Abwesenheit meiner Mutter von zu Hause implizierte auch, dass meine Schwester tagsüber versorgt werden musste, da mein Vater ganztägig arbeitete und eine Reduzierung seiner Arbeitszeit nicht realisierbar war. Möglich wurde die Versorgung meiner Schwester durch die Aktivierung meiner Großmutter väterlicherseits, die vorübergehend in meinem Elternhaus mit einzog.

Erst etwa drei Wochen nach dem eigentlichen Unfallereignis setzte mein Verstand wieder ein. Gleichwohl waren weiterhin umfassende intensive pflegerische Maßnahmen notwendig, da ich zu dieser Zeit alleine zu keiner aktiven Handlung imstande war. Durch die Anwesenheit meiner Mutter hatte ich eine Voll-Versorgung. Parallel hierzu konnte meine Mutter auch die medizinischen / pflegerischen Maßnahmen, die an mir vorgenommen wurden überwachen.

Die Basis-Handlungen, wie Nahrungsaufnahme, Sprechen etc. erlernte ich relativ schnell (sagte man mir – ich hatte keine Vergleichsmöglichkeiten). Selbst laufen konnte ich nicht. Meine Versorgung mit einem Rollstuhl stellte sich so dar, dass ich einen Stuhl bekam, der nur geschoben, nicht aber von mir selbst bewegt werden konnte. So war ich permanent auf die Hilfe anderer angewiesen.

Durch die durchgehende Anwesenheit meiner Mutter fehlte mir der Anreiz, Dinge selbst auszuprobieren. In der gegebenen Situation hatte ich die Anwesenheit meiner Mutter als selbstverständlich hingenommen.

Der Grad meiner Selbstbestimmung war, selbst wenn ich meine Selbstbestimmung auf meine Eltern ausweite, bei der Wahl des Krankenhauses in keiner Weise gegeben.

Eventuell wäre auch die Versorgung in einem anderen Krankenhaus in vergleichbarer Entfernung möglich gewesen. Bei der Wahl der Art der medizinischen Versorgung waren lediglich die gesetzlichen Vorgaben, die medizinischen Erfordernisse und die organisatorischen Gegebenheiten ausschlaggebend.

Selbstbestimmung hat für meine Eltern insofern gegolten, als dass meine Mutter als Begleitperson in der Klinik akzeptiert wurde. Ich selbst wurde zu keinem Zeitpunkt in dieser Phase meiner Versorgung gefragt, ob und inwieweit ich überhaupt wollte, dass ich im Krankenhaus versorgt werde. Diese Entscheidung wurde mir von Gesetzes wegen abgenommen. Auch mein Einverständnis, dass meine Mutter als Begleitperson mit in die Klinik kommt wurde vorausgesetzt.

Radikaler Abbruch der Vollversorgung und Ansätze der Selbstbestimmung

Als ich körperlich wieder rudimentär hergestellt worden war, erfolgte meine Verlegung in eine Reha-Klinik für Kinder und Jugendliche. Hier wurde ich von meiner Mutter getrennt und musste erstmalig alleine Entscheidungen treffen. Der Rollstuhl wurde mir abgenommen und man setzte voraus, dass ich aus eigener Kraft all die anstehenden Angelegenheiten bewältigen könne. Zunächst hatte ich große Schwierigkeiten damit, mir das Zimmer mit mir bis dahin fremden Personen zu teilen. Zu Beginn hatte ich einen Zimmernachbarn, der als beeinträchtigungsbedingt gewalttätig bekannt war und vor dem ich Angst hatte. Aus meinem Zimmer bewegte ich mich nur sehr ungern fort, da ich mit dem Laufen große Probleme hatte. So kam es, dass ich nur zu meinen geplanten Therapien das Zimmer verließ.

Kurzzeitig später wurde der potentiell gewalttätige Bettnachbar in eine andere Klinik verlegt. Meine Therapien zeigten gute Erfolge, so dass ich bald mein Zimmer verlassen und mich auf der Station bewegen konnte. Aufgrund meines Alters durfte ich die Station nicht alleine verlassen.

Nach und nach baute ich immer mehr Selbstständigkeit auf. Ich besuchte die Klinikschule und kam dadurch in Kontakt mit anderen Kindern in meinem Alter. Eine Freundschaft oder etwas in der Art entstand jedoch nicht. Ich konnte und wollte mich nicht mit der Tatsache abfinden, dass mein Leben nicht wieder so sein würde, wie es bis vor dem Unfall war.

Retrospektiv fehlte mir zu jener Zeit jemand, der mir klar gemacht hätte, dass ein Zurück in das alte Leben, mit den gewohnten Voraussetzungen aufgrund der geänderten Rahmenbedingungen nicht mehr möglich war.

Ich war von Gefühlen wie Heimweh geplagt und nutzte jede Gelegenheit, Kontakt zu meinem Herkunftssystem aufzunehmen. Dies implizierte Telefonate mit der Familie / Freunden, Besuche (i. d. R. durch die Eltern und meine Schwester) und Wochenend-Urlaube im Elternhaus.

Bei den Fahrten in die Reha-Klinik mussten wir durch eine Universitätsstadt fahren. Dort habe ich große Menschenmengen wahrgenommen, die in meiner Wahrnehmung nichts zu tun hatten und oft am Fluss spazieren gingen oder in Cafés saßen. Auf meine Frage hin bekam ich die Auskunft, dass dies Studenten seien. Mein Traum war es, eines Tages einer von ihnen zu sein. Von meinen Eltern wurde mir jedoch verdeutlicht, dass dies unmöglich sei.

Für mich wurde angedacht, mich zurückzubringen in das Regelschulsystem. Hier sollte ich eine Schulklasse wiederholen. Da ich in der vierten Klasse Grundschule aufgehört hatte, und in dem Jahr der Übergang in eine andere Schule angestanden hätte, sollte ich in die vierte Grundschulklasse wieder eingeschult werden, um in einigen Wochen mit den anderen Kindern (die ein Jahr jünger waren als ich) den Wechsel in eine der anderen Schulformen zu vollziehen.

Alternativen dazu (Beschulung in Sonderschulen) hatte man meinen Eltern gegenüber zwar erwähnt, diese jedoch schnell als nicht empfehlenswert verworfen.

Meine Eltern kamen, nach langwierigen Diskussionen mit mir, zu dem Schluss, dass der Besuch einer Sonderschule aber doch der bessere Weg sei. Die einzige Sonderschule, die im Tagespendel-Bereich (nach unserem damaligen Wissensstand) lag, war eine Schule für Hörbehinderte / Gehörlose. Man ging davon aus, dass ich mich schon irgendwie mit der anderen Beeinträchtigungsform arrangieren werde.

Selbstbestimmung gab es für mich nur insofern, als dass meine Eltern mit mir darüber sprachen, was denn die geeignete Schulform bzw. konkrete Schule sei. Leider hatten wir lediglich die Auswahl aus einer vorsortierten Menge von Möglichkeiten. Erst Jahre später konnten wir feststellen, dass es noch andere Optionen gegeben hätte, die man meinen Eltern damals nicht aufgezeigt hatte.

Sonderschule – Ausweitung der bedingten Selbstbestimmung

Die MitschülerInnen verstand ich aufgrund der anderen Beeinträchtigungsform und meiner Ungeübtheit mit deren Kommunikations-Systemen nicht. Nach dem ersten Tag in der neuen Schule war ich so entsetzt von den Bedingungen, unter denen ich am Unterricht teilnehmen sollte, dass ich nicht mehr dorthin gehen wollte.

Mit einiger Überredungskunst gelang es meinen Eltern, mich davon zu überzeugen, dass diese Schule für den Moment die geeignetste Institution sei. Begeistert war ich hiervon nicht, jedoch hatte ich zu den Alternativen hierzu (Internatsunterbringung) noch weniger Lust.

Aufgrund des Ganztagesunterrichts sollten wir am Mittag im Schulhort essen und Hausaufgaben machen. Da ich nur wenig mit meinen Schulkammeraden anfangen konnte / wollte, und wenig Motivation hatte, alleine Dinge zu unternehmen, habe ich diese Zeiten intensiv zum Lernen des Schulstoffs genutzt.

Währenddessen hatte sich die Situation an meinem Heimatort so entwickelt, dass all die Kinder, mit denen ich spielen wollte, bereits mit Freunden unterwegs waren, wenn ich zu Hause ankam. So hatte ich abends nur selten Kontakt zu den Gleichaltrigen. Auch an den Wochenenden fand ich keine Kinder, mit denen ich Zeit verbringen konnte, da diese sich i. d. R. bereits während der Woche miteinander verabredet hatten. Auf die Idee, eine solche Verabredung längerfristig zu planen, kamen wir nicht.

So erlangte ich gute Schulnoten. Das soziale Lernen, welches nicht geprüft und benotet wird, blieb hierbei außen vor. Ich war hierdurch in sozialen Situationen so stark eingeschüchtert, dass ich für die meisten meiner Entscheidungen den Rat meiner Eltern brauchte.

Zum Ende meiner Schulzeit dort hatte ich einen so guten Realschulabschluß, so dass mir anempfohlen wurde, auf eine weiterführende Schule zu gehen. Ich hatte nur wenig Erfahrungen im Treffen eigener Entscheidungen, so dass meine Eltern entschieden, dass ich auf das nächstgelegene Berufliche Gymnasium, eine Schule, die nur die Klassen 11 bis 13 umfasste gehen solle.

Berufliches Gymnasium – misslungene Integration

An Beruflichen Gymnasium waren die Mitschüler etwa in meinem Alter. Neben der Herausforderung, die der Schulstoff an mich stellte, ergab sich, dass unsere Klasse an mehreren unterschiedlichen, über die Stadt verteilten Schulorten Unterricht haben sollte. Von uns Schülern wurde erwartet, dass wir die Schulorte in den Pausen wechselten.

Mir war es nicht möglich, in der vorgegebenen Zeit die Wege zu Fuß zu bewältigen, so dass ich regelmäßig zu spät zu bestimmten Schulstunden kam. Retrospektiv hätte es einige Schüler gegeben, die mich mitnehmen gekonnt hätten (sie hatten damals bereits ein eigenes Auto), mir fehlte der Mut, diese anzusprechen, ob ich mitfahren dürfe.

Um den verpassten Schulstoff aufzuarbeiten und die Hausaufgaben anzufertigen, verbrachte ich extrem lange Zeit am Abend vor meinem Schreibtisch. Meine Leistungen waren dennoch miserabel. Nach 6 Monaten verließ ich die Schule.

Schulische Klärung / Berufsfindung

Da ich also nicht zur Schule gehen konnte und das nächste Ausbildungsjahr ohnehin erst in sechs Monaten beginnen würde, sollte ich noch einmal in einer behinderungsadäquaten Sonderschule ausprobieren, ob meine Leistungen dort zum weiteren Schulbesuch reichen würden. Die entsprechende Schule befand sich in einem Rehabilitationszentrum in einem anderen Bundesland.

Zu meiner großen Enttäuschung konnte ich mit den Aufgaben, die mir gestellt wurden, nichts anfangen, Man erklärte mir, dass die Bundesländer unterschiedliche Lehrpläne hätten und dass zusätzlich in dem Bundesland, wo ich meine Mittlere Reife gemacht hatte, die Ansprüche von Schule zu Schule variieren könnten. In der Schule, auf die ich jetzt wechseln wollte, hätte man mich – aufgrund meines Wissensstandes – in Klasse 9 aufnehmen können. Dies funktioniert formal nicht, weil ich das Zeugnis der Mittleren Reife bereits hatte.

Als Alternative hierzu hatte man mir eine Arbeitserprobung / Berufsfindung vorgeschlagen. Darauf war ich eingegangen und herausgefunden, dass ich für zwei unterschiedliche Büroberufe geeignet war. Für beide Berufe war die Einrichtung auf Jahre hin ausgebucht.

Gesucht und gefunden hatten meine Eltern ein Berufsbildungswerk (BBW), in welchem man mir in dem Beruf, den wir ausgesucht hatten, einen Ausbildungsplatz sofort anbieten konnte. Das BBW befand sich in vergleichbarer Entfernung zum Wohnort meiner Eltern. In diesem BBW begann ich meine Ausbildung.

Mit den Wohnverhältnissen dort hatte ich anfangs große Schwierigkeiten. Ich konnte mich mit meinem Zimmernachbarn nicht soweit einigen, dass ein friedliches Zusammenleben möglich gewesen wäre. Die missliche Lage begünstigte meinen Drang, wieder zurück in meine gewohnte Umgebung zu wollen. Diese Situation konnte ich durch hausinterne Umzüge lösen. So, dass ich nach etwa drei Monaten eine Wohnsituation hatte, die mir erträglich erschien.

Von den Ausbildungsinhalten war ich gelangweilt. Dennoch rieten mir meine Eltern, die begonnene Ausbildung zu absolvieren und froh zu sein, dass ich überhaupt einen Ausbildungsplatz gefunden hätte.

Die Ausbildung hatte ich in der Regel-Ausbildungszeit erfolgreich abgeschlossen. Auf dem Weg dorthin hatte ich einige Klassenkameraden erleben müssen, die die Ausbildung aufgrund mangelnder Leistungen abbrechen mussten. Entsprechend stolz war ich, dass ich meinen Abschluss geschafft hatte.

Nach der Ausbildung hatte ich große Schwierigkeiten, Arbeit zu finden. Immer wieder bekam ich das Gefühl vermittelt, aufgrund meiner Behinderung nur wegen der gesetzlichen

Bestimmungen zum Vorstellungsgespräch eingeladen zu werden. Bekommen hatten die ausgeschriebenen Stellen immer wieder Mitbewerber, die besser zu der Stelle passten.

Bei einem Besuch in einer der Einrichtungen, in der ich zuvor war, war mir zufällig ein Lehrer, den ich kannte begegnet. Auf seine Frage hin, was ich derzeit mache, erläuterte ich, dass ich auf der Suche nach einem geeigneten Arbeitsplatz sei. Der Lehrer gab mir die Adresse des Schwerbehindertenbeauftragten des Bundeslandes, in dem ich zu der Zeit lebte und riet mir, dass ich ihm meine Bewerbungsunterlagen zusenden solle. Im Land würden immer mal wieder Stellen frei, für die ich geeignet sei.

Öffentlicher Dienst

Die Bewerbung schrieb ich, ohne große Hoffnungen. Einige Wochen später kam der erlösende Anruf aber doch. Es werde eine Stelle in einem Ort ca. 100 km von meinem damaligen Wohnort entfernt frei. Wenn ich Interesse hätte, solle ich eine Bewerbung dorthin senden. Die Bewerbung schickte ich an die entsprechende Behörde und die Stelle bekommen. Den anstehenden Umzug konnte ich durch die Hilfe meiner Eltern bewältigen. Erst im Nachhinein erfuhr ich, dass ich der einzige Bewerber, zu dieser Zeit, für die Stelle gewesen war.

Die anfallenden Aufgaben für diese Stelle erledigte ich einige Jahre lang. Meine Eltern waren verstorben. Das, was auf der einen Seite eine Lücke in meinem Leben hinterlassen hatte, gab mir andererseits einen großen Schub in Richtung Selbstbestimmung. Allerdings war dieser zunächst ungerichtet.

Aufbruch in ein selbstbestimmtes Leben

Während eines Krankenhausaufenthaltes lernte ich eine Frau in meinem Alter kennen, die mir von ihrem Abendstudium vorgeschwärmt hatte. Sie ermutigte mich, mich nicht mit meinem Schicksal und der vermeintlich sicheren Stelle abzufinden, sondern eigeninitiativ einen weiteren Karriereschritt zu gehen.

Parallel hierzu hatte meine Schwester mich dazu ermutigt, aus der gegebenen Situation auszubrechen.

Da ich eigentlich in der angenommenen Sicherheit des Öffentlichen Dienstes bleiben wollte, fragte ich nach internen Weiterbildungsmöglichkeiten nach. Der Personalverantwortliche in meinem damaligen Büro stellte mir in Aussicht, dass ich in vier oder fünf Jahren einen Weiterbildungslehrgang besuchen könne, der mir zu einem höheren Abschluss und damit zu einer besseren Stelle verholfen hätte. Dies erschien mir aufgrund der zeitlichen Distanz wenig reizvoll und ich suchte nach Alternativen.

Ich fand das Abendgymnasium in der nächstgrößeren Stadt für mich. Hier sollte ich kostenfrei zum Unterricht kommen können. Einzige Bedingung war, dass ich regelmäßig den Unterricht besuche und inhaltlich dem Unterrichtsgeschehen folgen könne.

Die Verluste, die mit einem solchen Versuch verbunden waren, für den Fall, dass ich scheiterte, schienen mir gering. Mein Arbeitgeber war einverstanden damit, dass ich nach und nach meine Arbeitszeit bis zur Komplett-Beurlaubung reduzierte.

Das Abitur erreichte ich in der Regel-Schulzeit, die für das Abendgymnasium vorgesehen war.

Uni

Mit dem Erlangen des allgemeinen Abiturs hatte ich auch die Möglichkeit, an einer Uni meiner Wahl zu studieren. Als Kind hatte ich häufiger das Studentenleben von außen betrachtet und den Wunsch gehegt, einmal einer von ihnen zu sein. Jetzt hatte ich die Gelegenheit in eben jener Universitätsstadt mein Studium aufzunehmen. Hiermit erfüllte ich mir einen Traum aus meiner Kindheit.

Beruflich hatte ich keine Vorstellung davon, was ich machen wollte. So schrieb ich mich zunächst in universell einsetzbare Fächer ein. Nach und nach kristallisierte sich für mich eine Fächerkombination heraus, die ich studieren wollte. Ich war in einem der letzten Jahrgänge, die noch auf Diplom studieren durften. Dies implizierte, dass das zeitliche Raster mir viele Freiheiten ermöglichte.

Während meines Studiums war ich auf die Möglichkeit, über ein Auslandsstipendium einige Zeit in einem anderen Land studieren zu können, aufmerksam geworden. Auf ein solches Stipendium hatte ich mich, für England, beworben und war zugelassen worden. In England hatte ich neben meinem eigentlichen Studium den Umgang mit Menschen mit Behinderung in diesem Land kennenlernen können. Das hatte mich tief beeindruckt. Hierdurch wuchs mein Wunsch, beruflich in der Arbeit mit Menschen mit Beeinträchtigung tätig werden zu wollen. Zurück in Deutschland musste ich feststellen, dass es an meiner Uni keine Einrichtung gab, die mir ein weiteres Forschen in dieser Richtung ermöglicht hätte.

Ich war so sehr von den Strukturen in England fasziniert, dass ich Probleme hatte, mich wieder in dem Deutschen System der universitären Lehre einzufinden. Dies bedingte, dass ich extrem lange brauchte, um alle Seminare, die mir in Deutschland noch fehlten abzuschließen.

Den Abschluss meines Universitätsstudiums erlangte ich bei massiver Überschreitung der Regel-Studienzeit.

Öffentlicher Dienst und parallel Bewerbungen

Nach dem Uni-Abschluss wäre ich gerne in einen, meiner Studienrichtung entsprechenden Beruf gewechselt. Die meisten Stellen, die mir interessant erschienen waren so ausgeschrieben, dass sie von Sozialpädagogen oder alternativ mit Absolventen meiner Studienrichtung besetzt werden konnten.

Nach meinen Bewerbungen und den Vorstellungsgesprächen, zu denen ich eingeladen wurde, hatte ich immer wieder das Gefühl, keine reelle Chance zu haben, eine Stelle zu bekommen, da die Stellen in meiner Wahrnehmung immer mit nicht-beeinträchtigten Sozialpädagogen besetzt wurden.

Meinen Arbeitsplatz im öffentlichen Dienst hatte ich mir – bei voller Beurlaubung – über die Jahre erhalten können. So hatte ich dort zumindest wieder einen Job, der mich irgendwie ernährte, ohne mir Spaß zu machen. Ich arbeitete und bewarb mich parallel hierzu. Durch meine bundesweite Bewerbungstätigkeit hatte ich, während Vorstellungsgesprächen, viele Städte besucht.

Studium Soziale Arbeit

In der Zeit meines Studiums hatte ich große Freude am Lernen entwickelt und konnte mir gut vorstellen, das wieder zu tun. So hatte ich mich, parallel zu meinen Arbeitsbewerbungen an verschiedenen Hochschulen für ein Zweit-Studium in Sozialer Arbeit / Sozialpädagogik beworben. Gefunden habe ich eine Einrichtung, die bereit war, mir meinen vorherigen Abschluss als Ersatz für den Bachelor-Studiengang anzuerkennen. Zwar musste ich noch einige Kurse nachholen, aber ich konnte viel Zeit sparen beim Erwerb des Master-Abschlusses.

An der Hochschule kam ich erstmals mit den Ideen der Disability Studies in Berührung. Fasziniert war ich von der Entwicklung dieser Disziplin und dem gleichzeitigen Erstarken der Zentren für Selbstbestimmtes Leben.

Den Master-Abschluss in Sozialer Arbeit konnte ich in der Regel-Studienzeit erlangen.

Zunächst konnte ich eine Anstellung in einem arbeitsmarktbezogenen Projekt in einem Nachbarort finden. Obwohl ich - aus meiner Sicht - gute Leistungen brachte, kündigte man mir zum Ende der Probezeit mit der Begründung, dass ich nicht in das Projekt passe.

In der jetzigen Phase der Arbeitslosigkeit – inzwischen hatte ich meine Anstellung im öffentlichen Dienst nicht mehr – bewarb ich mich erneut im gesamten Bundesgebiet. Über Beziehungen habe ich erfahren, dass in einem Projekt in einer Großstadt mehrere Stellen bei einem Träger frei wurden. Hierauf hatte ich mich beworben und wurde eingestellt.

Nach dem Wohnortwechsel und mit dem Gefühl, an der Stelle angekommen zu sein, an der ich bleiben wollte, kündigte man mir auch hier. Diese Situation kam für mich vollkommen unvorbereitet. Ich war nicht derjenige, der als letztes eingestellt wurde. Im Kündigungsgespräch sagte mir der Leiter der Einrichtung explizit, dass ich nicht nach einem Grund fragen solle, warum ausgerechnet ich gehen sollte.

EUTB

Einige Tage später rief der Einrichtungsleiter mich erneut in sein Büro. Hier erläuterte er mir, dass der Träger der Einrichtung in einem Nachbarort die Ausschreibung für die EUTB gewonnen habe. EUTB sei ein vollkommen neues Projekt. Hierdurch könne ich ein komplett neues Büro aufbauen. Ich reagierte zunächst eher zögerlich, da ich der positiven Entwicklung nicht traute und ich irritiert war, weil man mir eigentlich gekündigt hatte. Einige Tage und etlichen Stunden Internet-Recherche später habe ich die Übernahme des neuen Projektes zugesagt.

Beim Aufbau des neuen Büros werden mir tatsächlich bislang ungeahnte Spielräume gelassen. Darüber hinaus genieße ich große Freiheiten in der Gestaltung der Arbeitsabläufe. Aufgrund der Größe des Ortes, in dem ich die EUTB leite, hat mein Träger nur einen Bruchteil einer Vollzeitstelle bekommen, den ich alleine besetze. So leite ich derzeit mein eigenes kleines Büro.

Der Umfang meiner Selbstbestimmung ist auf ein Ausmaß gewachsen, welches dem, eines Menschen ohne Beeinträchtigung entspricht. Die Verantwortung, die ich übertragen bekommen habe, ist bei weitem größer, als das, von dem ich geträumt hatte.

Fazit

Bei dem vorliegenden Erlebnisbericht handelt es sich um eine individuelle Darstellung, die nur wenige verallgemeinerbare Schlüsse zulässt. Markant scheint, dass die gutgemeinten Bemühungen meiner Eltern, Dinge, die misslingen könnten, von mir fernzuhalten, meine Entwicklung lange Zeit blockiert hatten.

Den eigentlichen Umbruch hat die zufällige Bekanntschaft mit einer Peer im Krankenhaus gebracht. Durch ihr Beispiel und ihren Enthusiasmus angesteckt, habe ich Zugang zu meinen eigenen Kreativ-Kräften gefunden, die mir ein selbstbestimmtes Leben ermöglichen.

Die Unsicherheiten, die ich auf meinem Weg durchlebt habe, hätten durch eine Peer-Beratung weitgehend vermieden werden können. Eine entsprechende Begleitung der Ratsuchenden in meiner EUTB einzubringen ist die Aufgabe, die ich ausfüllen möchte.